

Markus Zehnder | Friedrich Weller



STREU OBST BAU

Obstwiesen als
nachhaltige Kultur-
landschaft mit hoher
Biodiversität

4., aktualisierte Auflage

Zehnder, Weller
Streuobstbau



Markus Zehnder, Friedrich Weller

Streuobstbau

**Obstwiesen als nachhaltige
Kulturlandschaft
mit hoher Biodiversität**

4., aktualisierte Auflage

137 Farbfotos

11 Schwarzweißzeichnungen

7 Tabellen



Inhaltsverzeichnis

Vorwort 6

Verstreute Obstbäume auf Wiesen 8

Obstanbau zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes 12

Vom Wildobst „übermäßiger Herbheit“ zur Kulturform 12

Geistliche und weltliche Herrscher verbreiten den Obstbau 13

Aus den Gärten in die Landschaft 19

Die heutigen Streuobstwiesen entstehen 23

Obstbäume contra Weinstöcke 25

Der Feld- und Selbstversorgerobstbau 27

Entrümpelung und Neupflanzung 30

Streuobstbau heute 31

Obstbäume in der Landschaft 36

Der Apfel in der Mythologie 36

Obst als heil- und nahrungsbringende Frucht 39

Obstbäume zieren die Landschaft 40

Streuobstwiesen sind Erholungslandschaften 45

Erhaltenswerte Sortenschätze 50



Vielfältiger Lebensraum 52

- Vielfalt der Strukturen (Strukturdiversität) 52
- Vielfalt des Lebens (Biodiversität) 61
- Ökosystem Streuobstwiese 77
- Auswirkung von Eingriffen 82

Landschaft, die schmeckt 86

- Gesundheit und Ernährung 88
- Säfte 91
- Obstwein (Most) 97
- Schaum- und Perlwein 101
- Destillate 102
- Dörrobst 104

Erhalten durch Pflegen 107

- Anlegen von Streuobstwiesen 107
- Pflegearbeiten in Streuobstwiesen 121

Traditionelles Handwerk 156

- Baumwart 156
- Pomologe 159
- Küfer 160
- Imker 162

Urlaub unter Streuobstbäumen 164

- Allgemeines 164
- Das Schwäbische Streuobstparadies 168
- Mostviertel – Land der Mostbirne 172
- Biosphärenreservat Rhön 175
- Hessische Apfelwein- und Obstwiesenroute 176
- Mostindien – im Oberthurgau/Schweiz 178

Ausblick 180

Informationen und Hilfen 183

- Organisationen 183
- Weiterführende Literatur 184
- Literatur 186
- Bildquellen 189
- Register 190
- Die Autoren 192

Vorwort

*Tradition bedeutet nicht,
Asche zu verwahren,
sondern eine Flamme am
Brennen zu halten.*

JEAN JAURÈS (KUHN 1986)

Die Streuobstwiesen prägen mitteleuropäische Kulturlandschaften.

Streuobstwiesen sind traditionelle Formen des heimischen Obstbaus. Sie ermöglichten es einst vielen Menschen, das oftmals karge Nahrungsangebot mit selbst erzeugten Nahrungsmitteln zu ergänzen, bildeten aber auch die Basis für den erwerbsmäßig betriebenen Marktoftbau. Dieser hat seine Produktion in den letzten Jahrzehnten weitgehend auf die rationeller zu bewirtschaftenden modernen Niederstamm-Dichtpflanzungen umgestellt. Aber auch im Selbstversorger-Obstbau wurde die Pflege der hochstämmigen Bäume weithin vernachlässigt, seitdem es die verschiedensten Früchte und Getränke zu allen Jahreszeiten und aus allen Erdteilen für vergleichsweise wenig Geld zu kaufen gibt. Erst mit der Erkenntnis, dass die Streuobstwiesen aus landschaftsästhetischer und ökologischer Sicht besonders wertvoll, in ihrer Vielfalt unersetzlich, aber in ihrem Fortbestand bedroht sind, ist das Interesse am Erhalt dieses reizvollen Elements mitteleuropäischer Kulturlandschaften wieder gestiegen. Doch blieb vielen gut gemeinten Initiativen ein nachhaltiger Erfolg versagt, oft einfach deshalb, weil die nötigen Fachkenntnisse inzwischen verloren gegangen sind.

Eine solche Entwicklung kann Menschen, die seit ihrer frühen Kindheit mit Streuobstwiesen aufgewachsen sind und deren vielfältigen Wert zu schätzen gelernt haben, nicht unberührt lassen. Deshalb haben die Autoren – zunächst unabhängig voneinander – bereits vor Jahrzehnten damit begonnen, sich neben ihrer Arbeit für den modernen Intensivobstbau auch mit den Belangen des Streuobstbaus näher zu befassen und ihr Wissen in Vorträgen, Publikationen, Kursen und Beratungen weiterzugeben. Daraus entstand schließlich der Wunsch, die gewonnenen Erfahrungen in einem gemeinsamen Buch einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen.

Mit diesem Buch wollen wir die Aufmerksamkeit der Leserinnen und Leser auf die in höchstem Maße gefährdeten Streuobstwiesen lenken, in Wort und Bild mit deren historischen, kulturellen und ökologischen Aspekten vertraut machen, zu ihrer Erhaltung und Neuanlage ermutigen und die dazu nötigen praktischen Anleitungen für die Pflege der Obstbäume und Wiesen sowie die Verwertung der Früchte bieten. Neben den über Jahrzehnte gewonnenen eigenen Erfahrungen konnten wir uns auf ein breites Literaturstudium stützen. Um die Lesbarkeit und den praktischen Gebrauch des Buches nicht zu erschweren, haben wir jedoch auf detaillierte Literaturangaben verzichtet und am Ende nur die Titel einiger Standard- und Sammelwerke zusammengestellt.

Streuobstwiesen sind gerade in einer von hektischer Betriebsamkeit geprägten Zeit wichtige Erholungsbereiche für den Menschen, in denen er wieder Kraft und Ruhe finden kann. Deshalb werden auch einige attraktive Urlaubsziele in verschiedenen Streuobstlandschaften Mitteleuropas vorgestellt. Sie stehen beispielhaft für viele ähnliche Gebiete, die mit Leib, Geist und Seele gleichermaßen entdeckt werden können.

Seit Erscheinen der ersten Auflage hat die öffentliche Wahrnehmung der Streuobstwiesen deutlich zugenommen. Dies liegt einerseits an der Tatsa-



che, dass sowohl Pflegemängel als auch Absterbeerscheinungen inzwischen auch von Menschen, die sich nicht alltäglich mit Streuobstwiesen beschäftigen, wahrgenommen werden und ein dringender Handlungsbedarf offensichtlich wird. Andererseits ist aber auch auf politischer Ebene erkannt worden, dass deren Erhalt als wichtiger Bestandteil der heimischen Kulturlandschaft im öffentlichen Interesse steht. Förderprogramme zur Baumpflege und Preise für wegweisende Initiativen zur Erhaltung von Streuobstwiesen belegen dies eindrücklich. Von innovativen Betrieben oder Gruppierungen wird der Trend zu regionalen Produkten aufgenommen. Es werden pfiffige Produkte – ob in fester oder flüssiger Form – entwickelt und mithilfe moderner Medien auf den Markt gebracht.

Mit dem Rückgang der Artenvielfalt und den Folgen des Klimawandels sind Streuobstwiesen erneut in den Fokus gerückt. In die textliche Überarbeitung zur vierten Auflage sind diese Aspekte eingeflossen und mit weitergehenden Informationen zum Boden und den Standortseinflüssen ergänzt worden.

Unser Dank gilt allen, die uns bei der Überarbeitung zur vierten Auflage unterstützt haben. Besonderer Dank gilt dem Verlag Eugen Ulmer und hier insbesondere Frau Birgit Schüller aus dem Lektorat für die Unterstützung und Ausstattung des Buches. Allen Bildautoren danken wir für die Bereitstellung ihrer Bilder.

Von vielen engagierten Menschen haben wir wertvolle Anregungen erhalten. Hierfür bedanken wir uns ganz herzlich. Ein besonderer Dank gilt den Frauen an unserer Seite für die Unterstützung und das entgegengebrachte Verständnis.

Hechingen und Ravensburg, im Juni 2021
Markus Zehnder und Friedrich Weller

Streuobstlandschaften bieten Erholung und Naturgenuss.

Verstreute Obstbäume auf Wiesen

Die Bezeichnung „Streuobstwiese“

Der einzelne Baum ist in Streuobstwiesen als Individuum erkennbar.

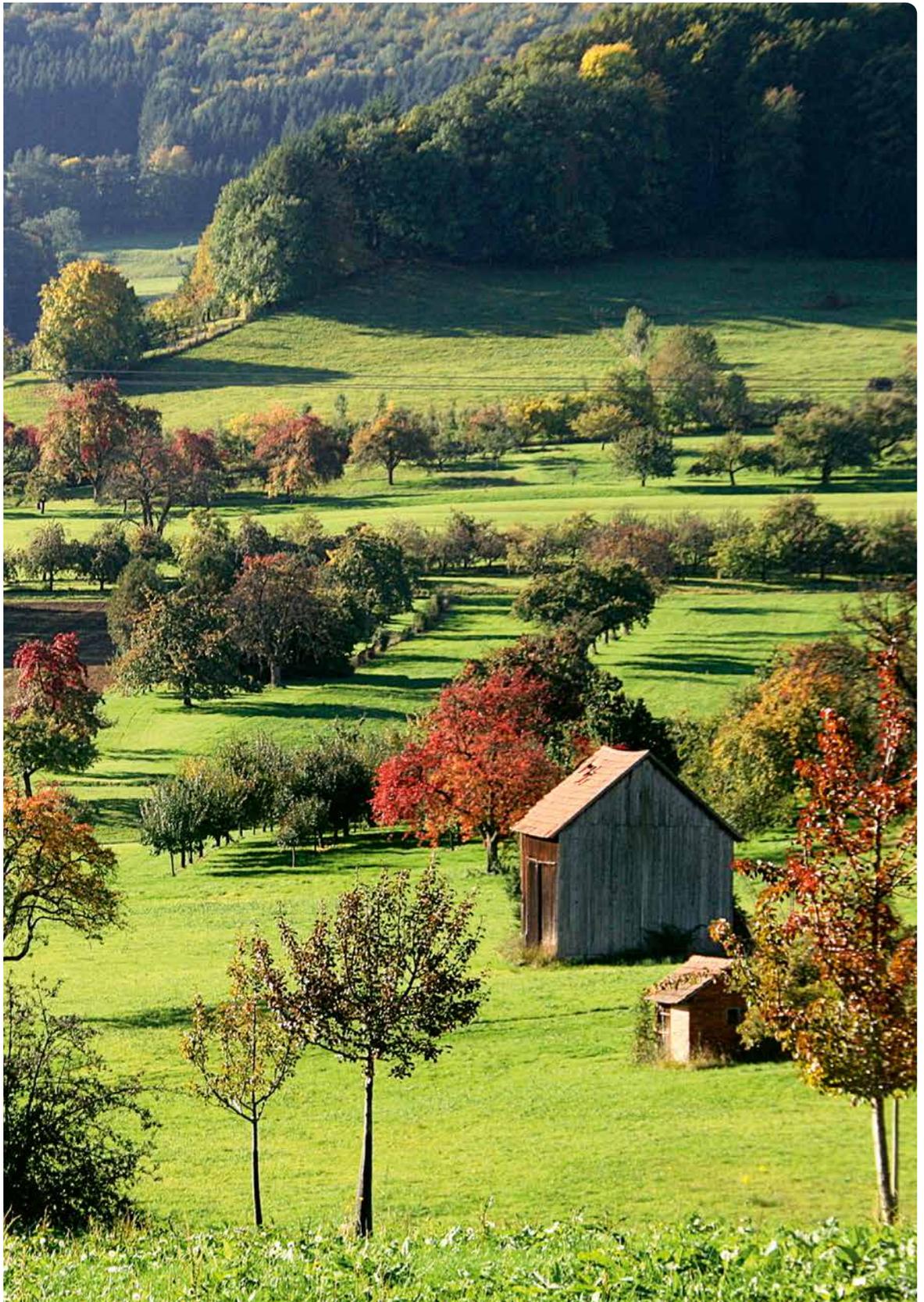
Großkronige Obstbäume gehören in vielen Teilen Mitteleuropas zum vertrauten Bild gewachsener Kulturlandschaften, denen sie einen besonderen Reiz verleihen. Sei es, dass sie als grüner Kranz die Ortschaften umgeben, als Alleen Straßen und Wege säumen, als markante Einzelbäume in der Feldflur stehen oder in Form ausgedehnter „Obstbaumwälder“ ganze Talhänge bedecken – immer stellen sie ein die verschiedenen Landschaften wesentlich prägendes Element dar. Da sie mehr oder weniger locker über die Landschaft „gestreut“ erscheinen, entstand für diese traditionellen Formen zur Unterscheidung von den geschlossenen, einheitlichen Blöcken moderner Niederstamm-Dichtpflanzungen der Sammelbegriff „Obstbau in Streulage“ oder „Streuanbau“, aus dem sich die in den letzten Jahrzehnten üblich gewordene Bezeichnung „Streuobstbau“ entwickelte. Sie schließt heute in der Regel auch großflächige Hochstammbestände mit einheitlichen, aber weiträumigen Baumabständen ein.

Entscheidend ist, dass beim optischen Eindruck auch im großflächigen Bestand der Einzelbaum in Form und Farbe als Individuum erkennbar bleibt, während er bei den modernen Dichtpflanzungen zum Bestandteil der Reihe oder des Blocks wird, die dann optisch als geschlossene Einheit empfunden werden. Die genannten Hochstammbestände stehen in ihrer landschaftsprägenden Wirkung dem übrigen Streuobstbau viel näher als den Niederstamm-Dichtpflanzungen. Auch werden sie mit fortschreitendem Alter, bedingt durch teilweise Ausfälle und Nachpflanzungen, den lückigen und uneinheitlichen Beständen immer ähnlicher, die ihrerseits zu einem guten Teil auch erst auf diese Weise entstanden sind. Dagegen wird aus einer Niederstamm-Dichtpflanzung auch in späteren Jahren kein Streuobstbestand. Abgesehen von der anderen Stammhöhe und Baumform haben solche Anlagen in der Regel eine wesentlich kürzere Umtriebszeit, da sie schon vor Erreichen des Altersstadiums gerodet und durch neue Pflanzungen ersetzt werden.

Hochstamm: Der Begriff „Hochstamm“ wird in diesem Buch als Gegenstück zum ebenfalls verbreiteten Begriff „Niederstamm“ verwendet. Er umfasst damit alle höheren Stammformen (Halb- und Hochstämme), wie sie für Streuobstwiesen kennzeichnend sind, beschränkt sich also nicht auf Hochstämme, die nach den gültigen FLL-Gütebestimmungen eine Mindeststammhöhe von 1,80 m aufweisen.

Rechts: „Streu“obstwiesen verdanken ihren Namen den locker über die Landschaft „gestreuten“ Hochstamm-Obstbäumen.

Streuobstbau kann mit den verschiedensten Unterkulturen kombiniert sein. In den weitaus meisten Fällen ist dies heutzutage irgendeine Form von Dauergrünland. Für diese Kombination hat sich in den letzten Jahrzehnten als Erweiterung des schon länger geläufigen Begriffs „Obstwiesen“ die Bezeichnung „Streuobstwiesen“ eingebürgert. Dies hat mitunter zu einer Verwechslung mit dem Wort „Streuwiesen“ geführt, das jedoch für eine ganz andere Form der Grünlandnutzung steht. Es leitet sich von dem





Im Unterschied zu den traditionellen Streuobstwiesen erscheinen moderne Niederstamm-Dichtpflanzungen als geschlossener Block.

als Viehfutter kaum geeigneten Mähgut ab, das man von Feucht- und Nasswiesen als „Einstreu“ in die Ställe holte. Eine solche Verwendung fand das von den mäßig trockenen bis allenfalls mäßig feuchten Wiesen unter Obstbäumen stammende Mähgut höchstens dann, wenn es infolge schlechter Witterung oder verspäteter Mahd für die Viehfütterung unbrauchbar geworden war. Bei den Streuobstwiesen handelt es sich somit in aller Regel ursprünglich um Futterwiesen und nicht um Streuwiesen.

Das Charakteristische einer Streuobstwiese ist somit die Kombination weiträumig stehender, großkroniger Obstbäume (die nach Art, Sorte, Alter, Größe und Gesundheitszustand sehr verschieden sein können) mit Dauergrünland. Dabei wird im alltäglichen Sprachgebrauch meist nicht zwischen Mähwiesen, Weiden, Rasen oder Grünlandbrachen unterschieden, zumal die Übergänge gleitend sind. Dass diese Bestände heute ganz überwiegend extensiv bewirtschaftet und damit wenig oder gar nicht gedüngt und gespritzt werden, steht außer Frage, ist jedoch im Begriff „Streuobstwiese“ nicht generell enthalten. Vielmehr gab und gibt es auch heute noch intensiv bewirtschaftete Bestände, die nicht nur regelmäßig geschnitten, sondern auch – organisch oder mineralisch – gedüngt und gegen tierische und pflanzliche Schädlinge mit synthetischen Pflanzenschutzmitteln behandelt werden. In viehstarken Gegenden war eine Stickstoff-Überdüngung hofnaher Streuobstwiesen schon zu einer Zeit, als es diesen Begriff noch gar nicht gab, durchaus keine Seltenheit.

Streuobstwiesen mit einer Doppelnutzung von Obst und Gras waren bis in die 50er-Jahre des 20. Jahrhunderts auch im vorrangig auf Rentabilität bedachten Erwerbsobstbau weithin üblich. Mit dem Aufkommen moderner Produktionsverfahren, der Verteuerung menschlicher Arbeitskraft und unter dem Preisdruck billiger Obstimporte erwiesen sich die traditionellen Strukturen jedoch zunehmend als unwirtschaftlich. Ab Mitte der 50er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts fanden deshalb umfangreiche Rodungen statt, insbesondere dort, wo Gelände-, Klima- und Bodenverhältnisse eine Umstellung auf wirtschaftlichere Niederstammkulturen zuließen. Wo diese Voraussetzungen nicht gegeben waren, haben sich Streuobstwiesen am ehesten erhalten. Doch ist ihre Existenz auch hier bedroht, weil die Besitzer meist nur ein geringes Interesse an der Fortführung sowohl der obstbaulichen Nutzung als auch der Futtergewinnung haben. Die Bestände sind deshalb größtenteils überaltert und schlecht gepflegt bis hin zur völligen Auflassung und Verbuschung.

Der dramatische Rückgang und Verfall der Streuobstwiesen hat in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Menschen veranlasst, sich gegen diese Entwicklung zu wenden. Dabei steht weniger die Produktion von Obst im Vordergrund der Überlegungen als vielmehr andere Funktionen, welche die Streuobstwiesen im Lauf ihrer Entwicklung zusätzlich in den Bereichen der Landeskultur, des Umwelt- und Naturschutzes sowie der Volksfürsorge übernommen haben – Funktionen, die der moderne Intensivobstbau oder auch andere Intensivkulturen gar nicht oder doch nur in weit geringerem Maße erfüllen können. Diese Funktionen und die Möglichkeiten zu ihrer Erhaltung sollen nachfolgend aufgezeigt werden. Dabei lassen sich wirtschaftliche Aspekte nicht ausklammern. Als Ausgangsbasis möge ein Rückblick auf die Entwicklungsgeschichte der Streuobstwiesen und die dabei wirksamen Kräfte dienen.

Der Obstbau hat im Lauf des 20. Jahrhunderts viele Änderungen erfahren.

Extensiver Streuobstbau und intensivere Nutzung der Fläche schließen sich nicht aus.



Obstanbau zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes

Geschichtliche Entwicklung des Obstbaus

Angesichts der knorrigen Baumveteranen kann der Betrachter alter Streuobstwiesen leicht den Eindruck gewinnen, eine besonders ursprüngliche Form von Kulturlandschaft vor sich zu haben. Er könnte versucht sein, in Erinnerung an die Geschichte vom Paradies in unseren Streuobstwiesen das Urbild für Kulturlandschaften schlechthin zu sehen. Dies trifft jedoch zumindest für Mitteleuropa nicht zu.

Hier hatten sich nach der letzten Eiszeit bekanntlich mehr oder weniger dichte Wälder entwickelt und diese mussten von den Menschen der Jungsteinzeit zur Schaffung einer Kulturlandschaft erst gerodet werden. Diese Kulturlandschaft war dann aber nicht vom Obstbau, sondern vom Ackerbau geprägt, und bis zur Entwicklung der uns heute so ursprünglich erscheinenden Streuobstwiesen sollten noch Jahrtausende vergehen.

Vom Wildobst „übermäßiger Herbheit“ zur Kulturform

Zwar finden sich schon in jungsteinzeitlichen Siedlungsresten (teilweise seit ca. 4500 v. Chr.) zahlreiche Beweise für eine Nutzung von Apfel, Birne, Süßkirsche, Pflaume und Walnuss, doch dürften ihre Früchte – wenn nicht ausschließlich, so doch größtenteils – von spontan in den Wäldern gewachsenen Bäumen gesammelt worden sein. Ob daneben auch schon Bäume bewusst in Hausnähe gepflanzt wurden, ist zweifelhaft. Aber auch in diesen Fällen müsste es sich um Wildformen gehandelt haben, denn Kulturformen lassen sich in Mitteleuropa erst seit der römischen Kaiserzeit (etwa ab Christi Geburt) nachweisen. Eine bescheidene Zuchtauswahl mag es zwar schon vorher gegeben haben, doch musste sich diese auf Abkömmlinge der heimischen Wildarten stützen. Für diese Art „wildes“ Obstes hatten die Römer allerdings kaum mehr als Verachtung übrig. So schreibt beispielsweise der Naturkundler PLINIUS: „Es gibt in Germanien wildes Obst von wenig angenehmem Geschmack und dazu schärferem Geruch. Ganz besonders wegen seiner übermäßigen Herbheit tadelt man es, und seine Wirkung ist so groß, dass sie die Schärfe eines Schwertes abstumpft.“ (zitiert nach HEPPELLE 1994).

Es mag durchaus sein, dass sich Erbanlagen dieses ursprünglichen mitteleuropäischen Obstes in einigen unserer sauren Mostapfel- und Mostbirnensorten erhalten haben, doch spricht vieles dafür, dass die Wurzeln unserer heutigen Tafelobstsorten in den Sortenkreisen zu suchen sind, die vom Balkan her und über Frankreich nach Mittel- und Westeuropa gebracht wurden.

Die Griechen und Römer fördern den Obstbau

Auch die Römer hatten den Obstbau nicht „erfunden“, denn schon lange vor der Existenz Roms wurde Obstbau in Ägypten, Indien und Persien betrieben. Wie so viele Kulturgüter gelangte auch der Obstbau über Griechenland nach Rom. Von dort verbreiteten die Römer nicht nur die Kulturformen, sondern auch das Wissen um ihre Vermehrung einschließlich der

Kunst des Veredelns in die von ihnen besetzten Gebiete. Doch war es bis zu den uns vertrauten landschaftsprägenden Streuobstwiesen immer noch ein weiter Weg, denn die Römer betrieben den Anbau der von ihnen importierten Obstarten vorwiegend in Gärten in der Nähe ihrer Villen, und auch davon ging nach der Räumung Mitteleuropas zweifellos vieles wieder verloren.

Die folgenden, von Völkerwanderungen geprägten, unruhigen Jahrhunderte waren für den Obstbau sicher nicht besonders förderlich. Trotzdem ist davon auszugehen, dass sich römisches Erbe erhalten hat. Dafür sprechen u. a. sprachliche Besonderheiten: Auffallend viele, noch heute gebräuchliche deutsche Bezeichnungen für mit dem Obstbau zusammenhängende Tätigkeiten oder Geräte gehen auf lateinische Wurzeln zurück, so beim Veredeln „pfropfen“ (von propagare = fortpflanzen, ausdehnen, verlängern) oder die gebietsweise gebrauchten Synonyme „emden“ (von impfen = impfen) oder „pelzen“ (von pellis = Haut, Rinde des Baums, hinter die das Edelreis eingesetzt wird). Selbst der Name des schwäbischen Nationalgetränks, des Mosts, ist lateinischen Ursprungs (mustum), wie auch Verschiedenes, was zum Mosten gehört – Torkel (von torculum), Kübel (von cupella), Kufe (von cupa), Fass (von vas), desgleichen die Namen der meisten Obstarten, so Kirsche (von cerasus), Birne (von pirus), Nuss (von nux).

Baumfrevel wird bestraft

Dass es in den auf die römische Besatzungszeit folgenden Jahrhunderten tatsächlich Obstbau in Mitteleuropa gegeben hat, geht aus den Gesetzen verschiedener germanischer Stämme hervor, in denen Obstdiebstahl und Baumfrevel entsprechende Beachtung finden und in denen ausdrücklich von Obstgärten die Rede ist, die man zu schätzen und zu schützen wusste, so in der Lex Salica vom Beginn des 6. Jahrhunderts, bei Westgoten (480 n. Chr.), Baiern (630–638 n. Chr.) und Langobarden (643 n. Chr.). Die darin vorgesehenen Strafen waren für damalige Verhältnisse enorm. Das gilt namentlich für das bayerische Gesetz, welches schon das bloße Betreten eines fremden Gartens in diebischer Absicht mit 3 Schillingen ahndete. Und wer so boshaft war, einen fremden Obstgarten mit zwölf oder mehr Bäumen zu verderben, erlegte 40 Schillinge. Überdies musste der Frevler ebenso viele Bäume wie vorher von der nämlichen Sorte nachpflanzen und zudem für jeden Baum einen Schilling jährlich entrichten, bis die Bäume Früchte trugen. Diese Maßnahmen sollten neben der Strafe zweifellos auch einen erzieherischen Einfluss haben und die Wertschätzung veredelter Obstbäume im Bewusstsein der Öffentlichkeit steigern. Im Übrigen waren solche gesetzlichen Verordnungen nichts Neues. Bereits die Kulturvölker des Altertums wandten sich in ihren Gesetzen gegen den Baumfrevel, nicht selten mit noch weitaus schwereren Strafen. Am weitesten ging der Athener DRAKON (620 v. Chr.), der den Obstdieb wie einen Tempelräuber oder Mörder bestrafte, nämlich mit dem Tode. Und dieses echt „drakonische“ Gesetz wurde auch von dem mildereren SOLON (594 v. Chr.) beibehalten.

Gesetze regeln schon früh den Obstbau.

Geistliche und weltliche Herrscher verbreiten den Obstbau

In der Karolingerzeit mehren sich die Zeugnisse für die Existenz von Obstgärten in Mitteleuropa. Am bekanntesten ist die unter KARL DEM GROSSEN zwischen 792 und 800 n. Chr. verfasste „Verordnung über die Krongüter“

(„Capitulare de villis imperialibus“). Darin erhielten die Güterverwalter genaue Anweisungen, was auf den Höfen in den Gärten gepflanzt werden sollte.

Auszug aus der Verordnung über die Krongüter: „In Betreff der Bäume befehlen wir, dass vorhanden seien: Apfelbäume in verschiedenen Sorten, Birnbäume i. v. S., Speierlinge, Mispeln, Kastanien, Pfirsiche i. v. S., Quitten, Haselnüsse, Mandeln, Maulbeeren, Lorbeeren, Kiefern, Feigen(!), Nussbäume, Kirschenbäume i. v. S. Die Namen der Äpfel sind Gozmaringa (Gozmaringer), Geroldinga (Geroldinger), Crevedella (Crevedeller), Spiranca (Speieräpfel), süße Sorten und mehr saure, alle aber über den Winter dauernd und ebenso solche zum sofortigen Genuss geeignet; frühreife Sorten; auf trockenen Plätzen aufzubewahren die 3. und 4. Sorte, die süßeren und herberen und die Spätlinge.“ (zitiert nach GUSMANN 1896).

Bei den drei Namen ‘Gozmaringer’, ‘Geroldinger’ und ‘Crevedeller’ handelt es sich um die ältesten bis heute bekannten deutschen Sortennamen. Die Sorten selbst kennt man nicht mehr, doch ist nicht völlig auszuschließen, dass sie noch irgendwo unter anderem Namen oder auch namenlos überdauert oder doch wenigstens Teile ihres Erbguts in andere Sorten weitergegeben haben. Dass KARL besonderen Wert auf die Versorgung mit dauerhaftem Winterobst legte, geht aus seiner Anweisung klar hervor. Doch ließ er aus Äpfeln und Birnen wie seine Vorfahren auch Obstwein bereiten. Selbst an der königlichen Tafel wurde „Cidre“ getrunken! Um einen Überblick über den tatsächlichen Obstbaumbestand zu bekommen, ließ sich KARL von seinen Verwaltern jedes Jahr ein besonderes Verzeichnis der auf den einzelnen Höfen vorhandenen veredelten Obstbäume vorlegen. Daneben gibt es aus der karolingischen Zeit verschiedene urkundliche Hinweise auf bestehende Obstbaumanlagen, oft im Zusammenhang mit Schenkungen.

Weitere Hinweise ergeben sich aus den zahlreichen nach Obstbäumen benannten Orten, von denen manche schon im Frühmittelalter beurkundet sind, beispielsweise Affalterbach am Inn, das im Jahr 756 „villa Affoltrapah“ hieß (affol = Apfel), oder Apflau im Bodenseekreis (769 „villa Apfelhowa“). Auch bei vielen anderen, wenngleich nicht allen, solchen Ortsnamen ist auf einen sehr alten Obstbau zu schließen, so bei Apfelbach, Apfelstetten, Affaltrach, Effeltrich, Eppelheim, Birenbach, Birndorf, Nussdorf u. a.

Obstbauförderung durch kirchliche Orden und Klöster

Ein besonderes Verdienst um die Ausbreitung und Förderung des Obstbaus kommt den kirchlichen Orden und Klöstern zu. Schon von den um 610 n. Chr. aus Irland an den Bodensee gekommenen Mönchen COLUMBAN und GALLUS wird berichtet, dass sie dort nicht nur das Evangelium von Jesus Christus, sondern auch Ackerbau und Obstbau verbreiteten. Später gab es kaum ein Kloster, das nicht über einen eigenen Obstgarten verfügte. Im Kloster St. Gallen hat sich der Pflanzplan des „Baumgartens“ aus den Jahren 816 bis 830 erhalten. Wenig später, um das Jahr 849, gründete der Mönch WALAHFRIED STRABO im Kloster auf der Insel Reichenau einen botanischen Garten, in dem der Obstbau eine der wichtigsten Stellen einnahm. Etwa um die gleiche Zeit schilderte der Klosterbruder WANDALBERT von Prüm in seinem Gedicht über das Landleben das Pflanzen, Schneiden und Pfropfen von Obstbäumen, desgleichen die Vorratshaltung von Obst in be-

sonderen Gelassen sowie das Dörren und die Bereitung von Obstwein. In einem von Abt WILHELM VON HIRSAU aufgestellten Verzeichnis der in diesem Benediktinerkloster angepflanzten Obstarten finden sich Äpfel, Birnen, Quitten, Pfirsiche, Mispeln, große und kleine Nüsse, Trauben, Zwetschgen, Pflaumen, Kirschen, Kastanien sowie verschiedene Arten von schwarzen und roten Beeren, aber auch Feigen und Zitronen, welche in diesem Schwarzwaldtal wohl kaum ohne besondere Schutzmaßnahmen überdauern konnten. Als Zeugin nicht vergessen wollen wir die HEILIGE HILDEGARD, die berühmte Benediktiner-Äbtissin von Bingen, deren zwischen 1150 und 1160 verfasstes Buch von dem inneren Wesen der verschiedenen Naturen der Geschöpfe u. a. auch eine umfassende Naturkunde enthält, darin das dritte Buch „Über die Bäume“ mit sämtlichen damals in Germanien kultivierten Obstarten und -sorten.

Auch für andere Benediktinerklöster, beispielsweise Zwiefalten, spielte der Obstbau eine wichtige Rolle. Besonders rühlig bei der Ausbreitung des Obstbaus in Mitteleuropa waren jedoch die kolonisationswirkenden Zisterzienser. Die Zisterzienserklöster Salem und Maulbronn gaben wertvolle Impulse für den Obstbau am Bodensee und im Kraichgau. Doch beschränkten sich die Aktivitäten dieses Ordens keineswegs nur auf Südwestdeutschland. Beispielsweise förderten etwa ab 1140 die Zisterzienserklöster Walkenried am Südharz und Pforte bei Naumburg/Saale den Obstbau in der „Goldenen Aue“ bzw. im Saale-Unstrut-Tal, und das 1219 geweihte Zisterzienserinnenkloster Trebnitz bei Breslau leistete „Entwicklungshilfe“ für die Obstversorgung im mittleren Schlesien. In Stade war es ein Prämonstratenserkloster, für das 1312 ein „pomarium“ urkundlich erwähnt wird und dessen Mönche die Bauern im Alten Land bei Hamburg zum Obstbau anleiteten.

Den Mönchen kam zugute, dass zwischen ihren Klöstern innerhalb der Orden gute Beziehungen bestanden, die einen Austausch von Kenntnissen und Sorten auch über weite Entfernungen und Landesgrenzen hinweg ermöglichten. So führten beispielsweise Walkenrieder Mönche Obstgehölze von französischen Klöstern ein. Bei vielen alten Sorten lassen die Namen auf klösterliche Herkunft schließen: ‘Klosterapfel’, ‘Klosterbirne’, ‘Probstbirne’, ‘Papstbirne’, ‘Pfaffenapfel’, ‘Pfaffenbirne’, ‘Mönchsapfel’, ‘Kapellenbirne’, ‘Paternosterapfel’, ‘Karthäuser Reinette’, ‘Karthäuser Birne’, ‘Karmeliterbirne’. Selbst der erst im 16. Jahrhundert gegründete Kapuzinerorden tritt noch als Namensgeber auf: ‘Kapuzinerapfel’, ‘Kapuzinerbirne’. Und schließlich sind wohl auch die früher häufigen Sorten, welche Heiligennamen tragen, hierher zu rechnen. Eine andere Gruppe von Sortennamen legt die Vermutung nahe, dass sie von heimkehrenden Kreuzfahrern aus dem Vorderen Orient ins Land gebracht wurden: Die ‘Cyprische Eierpflaume’ und verschiedene cyprische Birnen, türkische Zwetschgen, Kirschen, Birnen und Äpfel sowie ‘Jerusalemsapfel’, ‘Jerusalemkirsche’ und ‘Jerusalemplfaume’.

Kaiser und Könige für den Obstbau

Neben den Klöstern waren es – wie schon früher – auch weltliche Herrscher, die den Obstbau förderten. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang Kaiser FRIEDRICH I. BARBAROSSA, der, wie einst KARL DER GROSSE, den kaiserlichen Meierhöfen besondere Aufmerksamkeit zuwandte und sie zu wahren Musterschulen machte. Vielerorts ließ er Obst- und Weingärten anlegen, ein Beispiel, dem später auch Kaiser FRIEDRICH II. folgte, welcher oft

Klöster werden zu Keimzellen des Obst- und Gartenbaus.

mitten in den heftigsten Streitigkeiten aus weiter Ferne schriftliche Verordnungen über den Anbau seiner Güter in die staufischen Stammlande sandte. Um den Obstbau zu fördern, gewährte BARBAROSSA für alle Obstgärten Freiheit vom Zehnten und erneuerte den gesetzlichen Schutz der Obstbäume: Im Landfrieden von 1177 wird das Baumverderben mit der Acht geahndet. Ferner musste der, welcher einen Baum umhieb, den zwölfjährigen Ertrag der Früchte geben, wenn der Baum ein „Belzer“, d. h. ein veredelter Obstbaum, war. Dieses Gesetz wurde 1209 von OTTO IV. bestätigt. Die gleiche Strafbestimmung findet sich auch im Schwabenspiegel, dem 1274/75 in Augsburg von einem unbekanntem Geistlichen verfassten Kaiserlichen Land- und Lehnrecht. Im Reichstagsabschied von Nürnberg bestimmte BARBAROSSA 1187 „dass, wer Weinstöcke oder Obstbäume umhaut, der Ächtung und Exkommunikation verfallt, wie die Mordbrenner“.

Geistliche und Weltliche sammeln Erfahrungen im Obstbau

Mit dem Untergang der Staufer zerfiel die einheitliche Regierung, doch traten nun die sich kräftig entwickelnden Städte und die in ihrer Macht erstarkenden Landesfürsten an ihre Stelle. Dass sich auch die Klöster weiterhin dem Obstbau widmeten, beweist u. a. „Das ‚Büchlein über das Pflanzen von Bäumen‘ des Tegernseer Abtes Konrad Ayrinschmalz vom Jahr 1479“, in welchem er u. a. auch Hinweise auf die richtige Standortwahl, das Setzen, Düngen, Pfropfen, Schneiden und Beseitigen von Krankheiten gibt (HESS und RAMISCH 1989). Dabei stellt er neben die bislang übliche Berufung auf frühere Autoritäten ganz bewusst seine eigene Erfahrung und betont deren Wert. Vor den Mauern der Städte entstanden vielerorts ausgedehnte Obstgärten, wie aus zeitgenössischen bildlichen Darstellungen unschwer zu entnehmen ist, so für Augsburg 1521 oder Braunschweig 1547. Die Ursache lag oft darin, dass man für innerstädtische Gartenflächen, welche der zunehmenden Bebauung weichen mussten, eingezäuntes Ersatzland vor den Stadttoren in Anspruch nahm. Auch kamen stadteigene Obstpflanzungen auf. So berichtet die Chronik des kleinen Ackerbaustädtchens Brehna bei Halle/Saale von Kirschbäumen, deren Erträge und Aufwendungen im Jahr 1577 über die Stadtkasse abgerechnet wurden.

Zwischen 1495 und 1504 schrieb LADISLAUS SUNTHEIM, Hofkaplan Kaiser MAXIMILIANS I. in Wien, über seine Heimat, die oberschwäbische Reichsstadt Ravensburg, u. a.: „Es sind auch viel schöne Baumgärten in der Stadt und ist gerings um die Stadt lustig zu spazieren gehn. – Vor unser Frauen Thor, genannt am Andermannsberg, da sind viel Baumgärten – Man bringt so viel Kirssen, Weygsel, Ammerell, Oepfel und Piern in die Stadt, dass es ein Wunder ist.“ (zitiert nach GUSSMANN 1896). Wegen ihrer schönen Gärten wird im 15. Jahrhundert auch die freie Reichsstadt Heilbronn gerühmt. Desgleichen war Ulm berühmt ob seiner Gartenanlagen, und im 16. Jahrhundert wird von großen Nürnberger Obstgärten berichtet, um nur einige Beispiele zu nennen. In Augsburg fand der Obstbau in jener Zeit solche Beachtung und Würdigung, dass der „Baumbelzer“ als freier Künstler galt (1514). Auch Stuttgart war schon zu Ende des 15. Jahrhunderts eine richtige Gartenstadt. Von da an gehörte es zu den Vergnügungen der Stuttgarter, einen Garten zu haben, „ein Gütle, wo sie mithilfe eines Gumpbrunnens Rosen und Salat pflanzen, Sommers ihre Träublein, ihre Apriko und Geisshirtle ernten, im Herbst die Äpfel für den Hastrunk schütteln und die Erdbirnen (Kartoffeln) einheimsen konnten.“ (zitiert nach GUSSMANN 1896).

„Baumpelzer“ veredeln
Obstbäume in den
Gärten.

Von den adligen Landesherren sei der KURFÜRST AUGUST VON SACHSEN erwähnt, der 1550 das „Augusti Saxoniae electoris künstlich Obstgartenbüchlein“ veröffentlichte und zugleich für die Schaffung von Baumschulen sorgte sowie mit einem „Ehstands-Baumgesetz“ die Ausbreitung des Obstbaus vorantrieb. Die brandenburgischen Markgrafen hatten bereits im 13. Jahrhundert holländische und niederrheinische Kolonisten in ihr bevölkerungsarmes Land geholt. Auf sie sollen Obstländereien und Weinberge in der Umgebung von Potsdam zurückgehen. Zur Zeit des KURFÜRSTEN JOHANN GEORG (1571–1598) bestand im Bereich der Potsdamer Burg ein Anzuchtgarten für Obstbäume. In Württemberg war vor allem HERZOG CHRISTOPH (1550–1568) ein unermüdlicher Förderer des heimischen Obst- und Gartenbaus. Er erneuerte nicht nur die schon von seinen Vorgängern erlassenen Landesordnungen mit ihren Strafbestimmungen für Obstdiebstahl und Baumfrevel, sondern erlaubte andererseits seinen Untertanen ausdrücklich, sich Pflanzware aus den Wäldern zu holen. In der Forstordnung von 1567 „ist unsere Meynung: Wo ein Unterthan ein jungen wilden Obstbaum in den Wäldern außzugraben begert, da soll ihm solches zu sein eigen brauch und nicht zu verkauffen zugelassen werden ohne alle gebung des Gelts. Es mag auch ein jeder ein jungen wilden Baum jmpfen“ (= veredeln). Doch hat sich CHRISTOPH mit papiernen Gesetzen allein nicht begnügt, sondern ging seinen Untertanen auch mit gutem Beispiel voran. So ließ er Obstbäume aus Frankreich, Italien und den Niederlanden in dem von ihm wesentlich vergrößerten Lustgarten zu Stuttgart und in weiteren Schlossgärten des Landes anpflanzen. Diese Gärten wurden von CHRISTOPHS Nachfolgern weiter gepflegt und vergrößert. Eine besondere Bedeutung erlangte der Garten in Bad Boll, den HERZOG FRIEDRICH I. VON WÜRTTEMBERG (1593–1608) durch seinen Leibarzt JOHANN BAUHINUS zwischen den Heilquellen und dem Flecken Boll mit 550 Obstbäumen anlegen ließ.

Obstbäume verbreiten sich von den Gärten in die Landschaft

Wir können aus dieser Schilderung entnehmen, dass sich der Obstbau zu jener Zeit im Vorland der Schwäbischen Alb bereits etwas weiter in die freie Landschaft ausgedehnt hatte. Gleiches gilt von den klimatisch begünstigten Randbereichen anderer Mittelgebirge sowie entlang der Talssysteme von Rhein, Neckar und Main. Jedoch wurden diese Landschaften wesentlich mehr vom Weinbau als vom Obstbau geprägt, wie aus vielen zeitgenössischen Darstellungen zu ersehen ist. Im 15. und 16. Jahrhundert erfolgten auch die ersten Schritte vom Liebhaber- und Selbstversorger-Obstbau zu einem Wirtschafts- und Verwertungsobstbau. Es wurden u. a. Sorten kultiviert, die für bestimmte Verwertungsarten besonders geeignet erschienen. Daraus wurden im 16. Jahrhundert bereits viel Dörrobst, verschiedene Arten von Obstmus und Most hergestellt. Etwa ab 1550 kam zusätzlich die Obstbrandbereitung hinzu.

Die insgesamt erfreuliche Entwicklung des Obstbaus blieb allerdings von Rückschlägen nicht verschont. Solche traten als Folge von Schädfrösten, Hagelschlägen, Krankheiten, Schädlingskalamitäten und kriegerischen Ereignissen auf. So wird aus der Zeit HERZOG CHRISTOPHS von einem katastrophalen Hagelwetter berichtet, das im ganzen Herzogtum Württemberg gerade auch an den Obstbäumen fürchterliche Verheerungen anrichtete.

In „Ein new Badbuch und historische Beschreibung von der wunderbaren Krafft und Wirkung des Wunderbrunnen und Heilsamen Bads zu Boll“ schildert BAUHINUS nicht nur den Garten in Bad Boll, sondern auch den Obstbau der umliegenden Dörfer: „Das Land zwischen Owen und Teck hat viel Weinberge und Obstgärten auf der Ebene, da man nach Kirchheim zugehet. Dettingen (u. T.) hat herrliche und lustige Obstgärten. Zell hat viel fruchtbare Obstbäume. Das Dorf Plienspach ist ein lustiger Ort und hat's viel fruchtbare Bäume daselbst.“ (zitiert nach GUSSMANN 1896).